

„Faire vivre le français“

Impulsvortrag von Prof. Dr. Dr. h.c. Ingo Kolboom (Dresden)
zur Eröffnung des Bundeskongresses der Vereinigung
der Französischlehrerinnen und –lehrer (VdF)
„Faire vivre le français - Vielfalt im Französischunterricht“
Bochum, am 28. 02. 2013

Spectabilis,
verehrte Vorredner,
liebe Ulrike Lange, liebe Liselotte Steinbrügge, liebe Janina Gillé,
Medames et Messieurs, liebe Kolleginnen und Kollegen,
chères toutes et chers tous!

Je me félicite d'être ici, avec vous!

Vielen Dank für die Einladung zum Bundeskongress der Vereinigung der Französischlehrerinnen und –lehrer hier in Bochum. Ich hatte schon einmal die Ehre, Redner auf einem VdF-Bundeskongress zu sein. Das war Ende Oktober 1991 in der Humboldt-Universität zu Berlin. Es war ein wahrhaft historischer Kongress: Nach Jahrzehnten der Trennung hatten sich am 5. Oktober nun auch die Vereinigungen der Französischlehrer aus Ost und West zusammengeschlossen.

Ich sprach damals, als Referent der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, im großen Hörsaal der Humboldt-Universität über die neuen Realitäten in den deutsch-französischen Beziehungen. Das war aber auch das einzige politische Referat, denn das Rahmenthema dieses erstmals gesamtdeutschen Kongresses hieß damals sehr unpolitisch: „Enseigner le français aujourd'hui: orientations, contenus, outils“.

Das Rahmenthema des heutigen Kongresses „Faire vivre le français“ wäre damals angemessener gewesen. Denn nach der Friedlichen Revolution sollte die im Westen schon jahrzehntelang gelebte Nähe zu Frankreich nun auch im Osten greifbar gemacht werden.

Zugleich bot sich die Chance, auch den Französischunterricht in einem wiedervereinigten Deutschland neu zu erfinden. Und es war gar nicht so einfach, „faire re-vivre le français dans les nouveaux Länder“!

Ich zitiere aus der Eröffnungsrede des damaligen Berliner Staatssekretärs Günter Bock:

„In den neuen Bundesländern und in den östlichen Bezirken der Stadt Berlin führte die französische Sprache bis zur Wende die Existenz einer exotischen Randsprache, die sich nach dem Russischen und neben dem Englischen nicht entfalten konnte. Wenn die Sprache dennoch ihren bescheidenen Platz bewahrt hat, so ist dies auch ein Verdienst der Französischlehrerinnen und –lehrer, die vielfach unter großen Schwierigkeiten für Französisch werbend tätig waren und oft unter ungünstigen Bedingungen unterrichten mußten. Vor diesem Hintergrund

ist es umso unverständlicher, dass die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im Bundesland Sachsen nunmehr erneut die französische Sprache als ‚elitär‘ bezeichnet. Ich bedauere diese Diskriminierung, die auch eine Diskriminierung der Französischlehrer darstellt ...“
(französisch heute, Nr. 3, Sept. 1992, S. 223)

Liebe Kolleginnen und Kollegen, Sie wissen selbst, welche enormen Anstrengungen seitdem gemacht wurden, um der französischen Sprache auch in den neuen Ländern den Platz einzuräumen, der ihr gebührt. Sie wissen aber auch, was heute, zwei Jahrzehnte später, alles noch zu wünschen übrig bleibt. Dazu verweise ich auch auf die fundierte Untersuchung von Marcus Reinfried über die Entwicklung des Französischunterrichts an den deutschen Schulen von 1965 bis 2012 im jüngsten Heft Ihrer Zeitschrift „französisch heute“ (Heft 4, 2012, S. 178-189).

Viele betrachten Französisch immer noch als exotische Fremdsprache, statt als gelebte europäische Nachbarsprache eines Landes, mit dem wir die engsten wirtschaftlichen – siehe auch die Handelsstatistik auf Seite 57 in Ihrer Kongressbroschüre – sowie politischen und zivilgesellschaftlichen Verflechtungen unterhalten. Und die Romanistik ist zwar kein Orchideenfach mehr, aber nach hoffnungsvollen Anfängen gibt es so manche Rückschläge.

Und das Problem waren und sind wieder einmal nicht Sie, die Französischlehrerinnen und -lehrer; Sie, die Sie immer noch unter oft großen Schwierigkeiten werbend für Französisch tätig sind und unter oft ungünstigen Bedingungen unterrichten. Auch hier im alten Westen.

Wir ärgern uns ständig und zu Recht über von der Bildungspolitik nicht eingelöste Versprechen. Dazu gehören auch die Dutzenden deutsch-französischen Abkommen zur Förderung der Partnersprache, die in beiden Ländern immer noch auf ihre Ausführung warten.

Doch es wäre zu einfach, den Finger nur auf die Politik zu richten.

Denn das Problem sind auch die Hochschulen, die gerade was die Fremdsprachen-Lehrerausbildung angeht, leider nicht immer auf der Höhe der schulischen und beruflichen Anforderungen sind, ja in den neuen Bundesländern teilweise sogar einige begrüßenswerte Errungenschaften der DDR-Philologien wieder abgeschafft haben: nämlich die Anerkennung einer landeswissenschaftlichen Ausbildung „über Land und Leute“, neben einer sprach- und literaturwissenschaftlichen Ausbildung, was unter den Bedingungen gefallener Mauern und Grenzen und damit neuer, ungeahnter Reise-, Austausch- und Arbeitsmöglichkeiten eine noch größere Existenzberechtigung erhalten hätte ...

Liebe Kolleginnen und Kollegen, es wäre anmaßend, wenn ich mich hier *ex cathedra* zum Französischunterricht äußern würde, war ich doch als Französischlehrer nie aktiv. Wohl aber darf ich das Motto dieses Bundeskongresses – „Faire vivre le français“ – aufgreifen. Denn ich

hatte seit 1994 an der TU Dresden einen in der deutschen Romanistik exotischen, da explizit gesellschafts- und regionalwissenschaftlichen, heute wieder abgeschafften Lehrstuhl für Frankreichstudien, deutsch-französische Beziehungen und frankophone Welten inne. Dort habe ich fast zwei Jahrzehnte lang zukünftige Französischlehrer bzw. Frankreich- und Frankophonie-Experten für den „Markt“ in Schule, Wirtschaft, Kultur, Medien und anderen Institutionen ausgebildet. Anders gesagt: mein Beruf bestand wie der Ihrige auch darin, „faire vivre le français en Allemagne“!

Bei der Wahl der Themen meiner Seminare und Vorlesungen, aber auch bei der Wahl der Themen für Abschlussarbeiten habe ich mich stets von den Lehrplänen für den Französischunterricht an Höheren Schulen in allen 16 Bundesländern inspirieren lassen. Einen Eindruck vermitteln Ihnen die von mir im Foyer ausgestellten Schautafeln, auf denen die Sachthemen aller Französischlehrpläne in Form von Mindmaps erfasst sind.

Schon eine flüchtige Lektüre dieser Sachthemen macht deutlich, dass ein zukünftiger Französischlehrer in den Bereichen Gesellschaft, Geschichte, Politik, Wirtschaft, Technik, Kultur Frankreichs und der übrigen frankophonen Welt sowie bilaterale Beziehungen eine mindestens ebenso solide wissenschaftliche, institutionell abgesicherte Ausbildung haben muss, wie es die Sparten Sprache und Literatur für sich zu Recht in Anspruch nehmen und daher mit entsprechenden sprach- und literaturwissenschaftlichen Lehrstühlen an den Hochschulen versorgt sind.

Erlauben Sie mir daher das Motto Ihres Bundeskongresses „Faire vivre le français“ aus meiner Sicht zu hinterfragen. Auf den Punkt gebracht, lautet meine Frage: „Was heißt dieses Motto für uns hier in Deutschland?“ Lassen Sie mich darauf sechs Antworten geben.

Erstens: Wir sind weder Franzosen noch andere Frankophone, leben weder in Frankreich noch in einem anderen frankophonen Land. Wir vermitteln hier in Deutschland zunächst die Sprache und Kultur eines anderen Landes. Ihre Situation, liebe Kolleginnen und Kollegen, ist damit einem Deutschlehrer in Frankreich näher als einem dortigen Französischlehrer, der seine Muttersprache mit den damit verbundenen Gefühlen im Einklang mit dem nationalen Werte- und Bildungskanon vermittelt und seinen Schülern nicht auch noch die Geschichte, Kultur, Gesellschaft und Politik ihres Landes erklären muss. Genau das alles aber muss der deutsche Französischlehrer versuchen. Und so steht es auch in den Lehrplänen.

„Faire vivre le français“ heißt für uns hier in Deutschland also auch: „Faire vivre chez nous le français ET la France“! Und wer „France“ sagt, muss die ganze thematische Vielfalt dieses Nation, Staat und Republik gewordenen Landes Frankreich im Auge behalten und vermitteln.

Zweitens: „Faire vivre chez nous le français ET la France “ – in dieser doppelten Aufgabe unterscheiden wir uns zunächst nicht von unserem

Kollegen und unserer Kollegin in Dänemark oder Polen, die Französisch bzw. Frankreich mit dem mehr oder minder empathischen Blick „von außen“, also als Alterität vermitteln. Und doch unterscheiden wir uns von ihnen, und zwar mehr, als uns zumindest in der Vergangenheit oft lieb war.

Denn wir stehen hier im Raum einer langen und sehr komplexen Geschichte, der einer unmittelbaren Nachbarschaft, deren jüngste Periode seit den Befreiungskriegen gegen Napoleon bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges von schlimmsten Bruderkämpfen und, am Ende, vom Horror des Nationalsozialismus gezeichnet war, deren Folgen, ob wir es wollen oder nicht, bis heute auf uns lasten.

Meine um die Wende herum geborenen Dresdner Studenten berichten in dem gerade erschienenen Essay-Band „Ma France“ (Verlag Hille, Dresden 2013) bewegende Erfahrungen auch mit den Schattenseiten deutsch-französischer bzw. deutscher Geschichte. So schreibt eine Studentin von ihrer ersten Begegnung, damals war sie siebzehn, mit ihrer Austauschschülerin Clara in Paris:

„Als wir in Paris ankamen und alle Gastfamilien erwartungsvoll vor dem Lycée Racine auf uns warteten, sah ich Clara und ihre Mutter. Ich hoffte so sehr, dass ich ihnen zugeteilt würde. Ich sollte mich nicht irren und wir gingen einen kurzen Weg, am Gare Saint-Lazare entlang, die Rue de Vienne hinauf, bis wir links in die Rue de Turin einbogen. Die Wohnung war sehr gemütlich und warm eingerichtet. Sofort fielen mir die vielen kleinen Lampen und der Kamin auf, die für ein wohliges Licht sorgten. An den Wänden hingen viele Zeichnungen, sogar ein Original von Niki de Saint Phalle. Ich wurde schnell aus meiner romantischen Wahrnehmung gerissen, denn der erste Satz von Anne, meiner Gastmutter, an den ich mich erinnere, lautete: „Meine Mutter wurde in Auschwitz ermordet, Clara hat ihre Großmutter nie kennengelernt.“ Ich war sprachlos und wusste nicht, was ich ihr in diesem Moment entgegen sollte. Ich wollte mich entschuldigen, sagte aber nichts. Wofür hätte ich mich auch entschuldigen können? Zum ersten Mal musste ich überlegen, was es für mich bedeutet, Deutsche zu sein. Ich fühlte mich unwohl, wusste aber gleichzeitig, dass ich, ganz allein ich, nun die Möglichkeit haben würde, bei Familie Lévy ein anderes Verständnis von Deutschland zu vermitteln.“ (S. 70)

Die studentischen Essays legen aber auch, und vor allem, ein ebenso bewegendes Zeugnis ab von den Früchten einer in Europa und in der Welt einzigartigen Versöhnung, Nähe und Kooperation mit Frankreich. Früchte einer Nähearbeit, ohne die das europäische Haus nicht hätte gebaut werden können und auch in Zukunft nicht erhalten werden kann.

Aus der ehemaligen Feindsprache ist mehr als eine Fremdsprache geworden. Sie wurde für uns eine Nachbar- und Freundessprache, was ihr einen anderen Stellenwert gibt als dem Englischen, das seine Omnipräsenz vor allem seiner universellen Nützlichkeit verdankt. Französisch bzw. Frankreich in Deutschland heißt daher in

Besonderheit: deutsch-französische Beziehungen. Anders gesagt: „Faire vivre chez nous le français et la France“, heißt zugleich: „Faire vivre chez nous le franco-allemand“! Und dieses « franco-allemand » ist - hier darf man es sein – polygam! Es war und ist seit dem Schuman-Plan vom 9. Mai 1950 als Leitfaden in die Textur des europäischen Masterplans eingewebt.

Das mag in Ihren Ohren banal klingen, denn deutsch-französische Beziehungen und Europa sind Teil Ihrer Lehrpläne. Ja, Sie haben inzwischen an den Schulen, am 22. Januar, sogar einen offiziellen „deutsch-französischen Tag“. Doch selbstverständlich ist das keineswegs. Selbst im „deutsch-französischen Jahr“ seit September 2012 gab es nur wenige Romanistik-Lehrveranstaltungen, die sich explizit mit Geschichte, Politik, Mythen und Erinnerungsorten der deutsch-französischen Beziehungen befassten, geschweige denn mit dem Elysée-Vertrag. Leider überlassen meine Frankoromanistik-Kollegen solche Themen meist anderen Fächern oder sogenannten Lehrkräften mit besonderen Aufgaben.

So war es auch wohl kein Zufall, dass dem 8. Kongress des Frankoromanistenverbands, der im September 2012 in Leipzig tagte, erst in Leipzig bewusst wurde, dass er am Vorabend des 50. Jahrestages des Élysée-Vertrags stattfand. Weder das Rahmenthema „[R]evolution der Medien“ noch die Sektionsthemen hatten irgendetwas mit den deutsch-französischen Beziehungen zu tun. Eine eigene Sektion, die sich mit Politik, Gesellschaft, Geschichte, Wirtschaft etc. Frankreichs oder eines anderes frankophonen Landes befasst hätte, gab es sowieso nicht.

Doch am Ende des Kongresses verabschiedete dieser plötzlich eine Resolution „Zur Intensivierung der Deutsch-Französischen Beziehungen“, in der es u.a. hieß:

„In diesem Jahr blicken wir auf das fünfzigjährige Bestehen des Elysee-Vertrags voraus, der die deutsch-französische Freundschaft dauerhaft begründet hat. Am 9. September jährte sich zum fünfzigsten Mal die visionäre Rede, die Charles de Gaulle in Ludwigsburg an die deutsche Jugend hielt. Die deutsche Frankoromanistik sieht sich in dieser Tradition. Wir sind die Vermittler und Übersetzer der französischen Sprache, Literatur und Kultur in Deutschland. Wir versuchen, die zukünftigen Lehrer und Lehrerinnen für das Fach Französisch in seiner ganzen Breite zu begeistern und ihnen eine ausgezeichnete Ausbildung zu vermitteln.“

So weit so gut! Man ist zufrieden mit sich selbst. Aber nicht mit der Politik, insbesondere nicht mit den „Verantwortlichen im Bildungsbereich“. Gegen sie richtet sich in der zitierten Resolution ein ganzes Cahier de doléances, als seien sie allein verantwortlich für das in der Resolution beklagte „schwindende Interesse an französischer Sprache und Kultur in Deutschland“ und für das beklagte Schließen „romanischer Seminare“ und das Streichen von „Professuren für Französisch“.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, ich war und bin immer gerne dabei, wenn es darum ging, die Politik an ihren Versprechungen und an den gesellschaftlichen Bedürfnissen zu messen und die chronische Unterfinanzierung unserer Bildungseinrichtungen zu kritisieren. Aber da macht es sich eine Disziplin zu einfach, wenn sie sich selbst aus der Verantwortung herausdefiniert und ihre eigenen Versäumnisse abdunkelt. Dies beklagte schon 1973 Alfred Grosser in seinem berühmten Artikel „Versagen die Mittler? Was Deutschland und Frankreich voneinander wissen“ in der FAZ, als er den deutschen Romanisten ihre Absenz in den deutsch-französischen Beziehungen vorhielt und über die literatur- und sprachwissenschaftlichen Kompetenzen hinaus von den Romanisten auch explizit landeswissenschaftliche Kompetenzen einforderte (FAZ, 02.02.1973, S. 8).

Das war 1973! Und – auch daran erinnere ich gerne – auf ihrem Tübinger Kongress ein Jahr später schloss sich die gerade (1970) gegründete Vereinigung der Französischlehrer diesen Forderungen an, indem sie forderte: „Die Frankreichkunde soll neben Linguistik und Literaturwissenschaft in den Ausbildungsgängen der Romanistikstudenten gleichwertig berücksichtigt werden.“ (Quelle: Handbuch Französisch, 2. Aufl., Berlin 2008, S. 409).

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wenn an den Universitäten heute einzelne, sogenannte nichtrentable Fächer heruntergefahren und einzelne Professuren gestrichen werden, oft im vorauseilenden Gehorsam bei der Umsetzung technokratischer Bologna-Vorgaben, dann sind es die Fakultäten, ja die Institute selbst, die dies in Eigenverantwortung – gegen den Unwillen ihrer Studenten tun. Der extern ausgeübte Sparzwang ist leider oft ein Vorwand, etwas nicht einzuführen oder interne Flurbereinigungen durchzuführen, wie dies an der TU Dresden der Fall war, als drei eigenständige landes- und kulturwissenschaftliche Romanistik-Professuren in „literatur- und kulturwissenschaftliche“ Professuren überführt wurden, im Klartext: verschwanden ... und kaum dieses vollbracht, schaffte die Fakultät gleich noch die ganze Hispanistik ab. Da waren's nur noch zwei.

Wie eigentlich ist das zu vereinbaren mit der jüngst auch wieder von Bundespräsident Gauck, also von der Politik erhobenen Forderung nach Mehrsprachigkeit in Europa?! Ich zitiere aus seiner Europa-Rede vom 22. Februar: „*Mehr Europa heißt nicht nur Mehrsprachigkeit für die Eliten, sondern Mehrsprachigkeit für immer größere Bevölkerungsgruppen, für immer mehr Menschen, für alle!*“ (FAZ, 23.02.13, S. 8)

Wenn also der Frankoromanistenverband in seiner Resolution an „alle entscheidenden Instanzen“ appelliert, „den deutsch-französischen Beziehungen das Gewicht zu geben, das ihnen zukommt“, dann sollten die deutschen Romanisten es ihren germanistischen Kollegen im Ausland nachmachen und neben den Literatur- und Sprachwissenschaften endlich einen in Lehre und Forschung gleichberechtigten Bereich mit gesellschaftswissenschaftlich ausgerichteten Kulturraum-Professuren zulassen.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, es war nicht die Politik, die das seit 1973 verhindert! Es war das Fach selbst, indem es die notwendig wissenschaftliche Beschäftigung mit einem Land als bloßes Orientierungswissen marginalisierte und zuletzt mit der Trompe-l'oeil-Formel „Französische Literatur- und Kulturwissenschaften“ einen Anspruch auf fachlich-thematische Allmacht über alles ausdehnte, was nicht Sprachwissenschaft und Fachdidaktik ist. Ist Sprache etwa keine Angelegenheit der Kultur? Ist nicht alles Kultur, wie es schon Edward B. Tylor 1871 oder später Max Weber postulierten? Warum also keine Lehrstühle auch für „Gesellschafts- und Kulturwissenschaften“ frankophoner Länder und Regionen?

Drittens: „Faire vivre le français“ heißt also für uns auch „Faire vivre chez nous la France et le franco-allemand“! Doch bliebe es bei diesem Satz, wären wir nicht einmal auf dem Stand der wunderbaren „*Französischen Real-Enzyklopädie*“ von 1900, deren auf 3.000 Seiten ausgebreitete enzyklopädische Vielfalt seitdem nie wieder erreicht wurde!

Denn Französisch ist nicht nur eine Weltsprache, sondern auch eine Weltensprache, d.h. eine in sehr unterschiedlichen Welten, auf fünf Kontinenten, in zahllosen anderen Ländern und Regionen gelebte Amts-, Zweit- oder Muttersprache mit jeweils eigenen sprachlichen Charakteren.

Diese sprachliche Vielfalt entspricht der Vielfalt der Länder und Kulturräume, in denen unsere Ohren Französisch auch außerhalb des Hexagons wahrnehmen: in Monaco, in Belgien, in der Schweiz, in Luxemburg, in den überseeischen Gebieten Frankreichs, in der Karibik, im Indischen Ozean und im Pazifik, in Québec, Akadien, Ontario, Manitoba, Alberta, Louisiana usw., in den Ländern des Maghreb und im subsaharischen Afrika, die hier im Einzelnen aufzuzählen eine sehr lange Liste ergäbe.

Dies ist die weltweite Gemeinschaft der frankophonen Sprecher, Länder und Regionen, die wir auch „la francophonie“ nennen. In ihr lebt eine sprachliche, kulturelle, literarische, gesellschaftliche und politische Vielfalt, ein an den Hochschulen lange ignoriertes enormer Reichtum an unterschiedlichen Identitäten, so dass Französisch sich wahrlich nicht hinter dem Spanischen zu verstecken braucht. So dass ein jeder, der diesen faszinierenden Raum frankophoner Welten entdeckt, sich fragt, warum diese Universalität und Vielfalt immer noch viel zu wenig genutzt wird, um offensiv für die Attraktivität des Französischen zu werben.

Wenn wir also sagen „Faire vivre le français“, meinen wir auch: „Faire vivre chez nous la francophonie“!

Viertens: Es versteht sich von selbst, dass wir hier in Deutschland ein anderes Verhältnis zur „francophonie“ haben als Franzosen oder andere Frankophone beispielsweise in Belgien, Québec oder Senegal.

Für uns ist das kein „*humanisme intégral*“ wie einst für Léopold Sédar Senghor. Es besteht auch kein Anlass, die „francophonie“ als Resonanzboden für Frankreichs große Ambitionen zu beschwärmen, wie es kürzlich Jacques Attali, uns vor allem bekannt als langjähriger Berater des französischen Staatspräsidenten François Mitterrand, tat. Im Pariser Nachrichtenmagazin „L'Express“ plädierte er im Dezember 2012 für eine „*défense de cette francophonie qui doit devenir un puissant rassemblement culturel, politique et économique.*“ – „*220 millions de personnes dans le monde utilisent le français comme langue maternelle. Elles seront 700 millions dans trente-cinq ans si nous réussissons à maintenir notre présence culturelle, notamment en Afrique. C'est la seule langue dont le nombre de locuteurs va ainsi tripler. Cela constitue un formidable atout économique.*“ (Jacques Attali, Le projet 4 F, in: L'Express, 19-12-2012, S. 82)

Was uns als frankophile Deutsche mit der „francophonie“ außerhalb des Hexagons in ganz eigener Weise verbinden kann – ganz abgesehen von unserer Faszination für deren kulturelle Artenvielfalt, die wir weitervermitteln können –, wäre z.B. die Erfahrung, die wir machen, wenn wir einmal selbst in einem Kulturraum gelebt haben, in dem Französisch eben nicht die Sprache der Mehrheit ist, beispielweise in Kanada. Wir es also mit Frankophonen zu tun haben, die in kontinuierlicher Auseinandersetzung mit einer anderssprachlichen Umwelt stehen, wo es heißt „*vivre en français contre le reste du pays*“, wo mit stiller Kraft die Identität dieser frankophonen Minderheit bedrängt wird, diese sich aber auch befähigt, sich zu behaupten und neu zu erfinden.

Eine solche Erfahrung verändert und bereichert nicht nur unser Verhältnis zur französischen Sprache und zur eigenen Identität. Sie reflektiert darüber hinaus, gewissermaßen als exotische Fernerfahrung, eine Situation, die wir als frankophile Mittler hier im eigenen Land unbewusst täglich leben.

Denn auch wir, in unseren jeweiligen Metiers und Lebensweisen, wie z. B. die Französischlehrerin der Großen Kreisstadt Aue im Erzgebirge oder im holsteinischen Itzehoe, sehen uns in der Sinne schärfenden Herausforderung „faire vivre chez nous le français contre le reste de la société!“

Das heißt, auch wir als Mittler müssen uns immer wieder neu behaupten und erfinden. Faire vivre nous-même!

Fünftens: Und wenn wir auf das Andere und den Anderen blicken und diese an uns selbst, an unsere Schüler oder Studenten vermitteln wollen, dann sollten wir immer versuchen, eine Brücke des Verstehens zu bauen. Das meine ich jetzt nicht im Sinne eines Brückenschlags über die Empathie, sondern über den Vergleich und möchte Alfred Grosser, - den deutsch-französische Mittler par excellence - zitieren, der in seinem jüngsten Buch „*Die Freude und der Tod. Eine Lebensbilanz*“ (Rowohlt 2011) schreibt:

„Für mich ist die Grundlage der Wissenschaftlichkeit der Vergleich. Nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im allgemeinen Denken.“ (S. 30)
„Das Wort ‚unvergleichbar‘ ist genauso dumm wie das Wort ‚undenkbar‘. Wenn man etwas als undenkbar bezeichnet, so nur, weil man es gerade gedacht hat. Unvergleichbar bedeutet einmalig schön oder einmalig furchtbar. Die Feststellung ist nur logisch möglich, wenn man mit anderen verglichen hat.“ (S.31)

Dieser Vergleich fängt beim Übersetzen von Wörtern an. Nehmen Sie nur scheinbar einfache Begriffe wie „patron“, „syndicat“, „radical“, „civilisation“, „collaboration“, „paysannerie“, „région“, „grève“, „service public“, „égalité“, „régionalisme“ oder gar „souverainisme“ – und schon öffnen sich Türen auf den Vergleich der politischen und sozialen Systeme, der kulturellen Werte, der historischen Gedächtnisse, der politischen Kontroversen.

Der Vergleich ist umso wichtiger, als wir selbst wie auch unsere Schüler und Studenten, wenn immer wir oder sie in Frankreich oder in einem anderen (frankophonen) Land weilen, als Botschafter und Erklärer der Phänomene unseres eigenen Landes in Anspruch genommen werden können.

In Frankreich müssen wir niemandem den „syndicalisme français“ oder die Bretonen erklären, wohl aber kann man von uns wissen wollen, warum es in Deutschland keine wilden Streiks und Fabrikbesetzungen gibt, oder was die Sorben oder Saterfriesen sind und wie das mit den Minderheiten bei uns geregelt ist.

Der Vergleich ermöglicht es uns, die Fremdheit im Anderen aufzulösen, dessen Alterität anzuerkennen oder gar, beim näheren Hinblicken, nicht unwesentliche Gemeinsamkeiten zu entdecken. Und uns selbst auch neu zu erblicken! Um es mit Goethe zu sagen: *„Dies ist ein ganz eigener Spiegel, wenn man sich in einer fremden Sprache wiedererblickt.“* (An Zelter, 19.03.1813)

Auch von diesem Sichselbstwiedererblicken legen die studentischen Texte in dem erwähnten Essay-Band „Ma France“ ein berührendes Zeugnis ab.

„Faire vivre chez nous le français“ heißt also auch: „faire vivre chez nous la comparaison“!

Sechstens: Wenn wir hier in Deutschland als Mittler für die französische Sprache, frankophone Kulturen und Länder wirken, dann tun wir das aus freien Stücken, also mit Liebe zur Sache, selbst wenn die Bedingungen, unter denen wir arbeiten, nicht immer zum Frohsinn einladen.

Zu den Mittlern gehört übrigens auch Heiner Wittmann vom Klett-Verlag, der seit 2006 freiwillig mehr als 1.800 meist zweisprachige Beiträge auf seinem Frankreich-Blog geschrieben hat und damit Schülern

und auch Lehrern ständig das Motto „Faire vivre le français“ demonstriert.

Wir alle sind nicht Mittler als ergebene Diener ausländischer Regierungen, Institutionen, Interessen oder kultureller Missionsgedanken.

Wir machen dies, weil wir – abgesehen von unserer besonderen deutsch-französischen Deontologie – das französische bzw. frankophone Element als wertvollen Teil der kulturellen Vielfalt in Europa und in der Welt ansehen und damit das Prinzip der kulturellen und sprachlichen Vielfalt verteidigen.

Damit wissen wir uns einig mit jenen mehr als 20 NICHT-frankophonen Ländern und Regierungen – dazu gehört übrigens auch Österreich! –, die der insgesamt 77 Staaten und Regierungen umfassenden Organisation internationale de la Francophonie (OIF) angehören und deren Ziele unterstützen.

Umgekehrt erwächst daraus aber auch die Verpflichtung, dass wir die eigene Sprache und Kultur, unsere Muttersprache, ebenso als Teil dieser kulturellen Vielfalt und geforderten Mehrsprachigkeit anerkennen und stärken – was bedeutet, dass unsere direkten Alliierten die Germanisten und Deutschlehrer im frankophonen Ausland sind; sie sind das Spiegelbild unseres Wirkens.

Jeder von uns klaglos hingegenommene Rückzug der deutschen Sprache und Kultur in Frankreich oder in einem anderen Land – mit dem ohnmächtigen Verweis auf die Hegemonie des Englischen – wird uns auf die eigenen Füße fallen, da er unsere eigene Position bei der Verteidigung des Französischen in unserem Land unglaubwürdig macht. „Faire vivre chez nous le français“ heißt für uns also auch: „faire vivre l’allemand chez les autres“!

Wie also verstehe ich das Motto dieses Bundeskongresse „faire vivre le français“? Ich fasse meine sechs Antworten zusammen.

Es heißt: « Faire vivre chez nous – en position de minorité – le français, la France, le franco-allemand, l’Europe, la francophonie mondiale et la comparaison ainsi que faire vivre l’allemand chez les autres! »

Liebe Kolleginnen und Kollegen, damit bin ich am Ende des von Ihnen erwünschten „Impulses“, übersetzt mit „Anstoß“.

Bevor ich aber schließe, möchte ich Ihnen danken. Denn mit Ihrem öffentlich viel zu wenig gewürdigten schulalltäglichen Wirken gehören Sie zu den Mittlern, die der Politiker und ehemalige Beauftragte für die deutsch-französische Zusammenarbeit Bruno Le Maire anspricht, wenn er in einem Interview mit der „Frankfurter Allgemeinen“ vom 2. Januar sagt:

„Wenn man ehrlich ist, driften unsere beiden Länder gegenwärtig auseinander. (...) Deshalb braucht das deutsch-französische Verhältnis Menschen, die eine Verbindung zwischen beiden Ländern herstellen.“
(FAZ, 2.1.2013, S. 29)

Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, sind die „Cheville ouvrière“ und die „Chevaliers“ dieser immer wieder neu anzufachenden Verbindungs- und Nähearbeit, die wir nicht der Politik allein überlassen dürfen! Möge Ihnen die Freude an dieser Arbeit nicht versiegen! Doch dafür brauchen Sie auch den immer wieder neu einzufordernden Rückhalt seitens der Politik und auch der Hochschulen.

Chers collègues, il faut savoir terminer un discours.

Lassen Sie mich damit enden, indem ich auf meinen Anfang, auf den historischen Bundeskongress der wiedervereinigten Französischlehrer in Berlin 1991, zurückkomme und damit auch einen unvergessenen Kollegen würdigen möchte, der sich um den Französischunterricht in Deutschland verdient gemacht hat, den Gründervater der Vereinigung der Französischlehrer: Jürgen Olbert.

Daher möchte ich mit genau denselben Worten schließen, mit denen er seinen damaligen Eröffnungsvortrag schloss:

„Chers collègues, maintenant le congrès est entre vos mains, c'est donc aussi à vous de contribuer à sa réussite. Qu'il soit, au-delà de tous les objectifs que j'ai essayé d'esquisser, un lieu de rencontres amicales et joyeuses! Merci.“